

Schöpfung der Volksphantasie sind. Die historischen Überlieferungen behandeln historische Thatsachen und obwohl dieselben hie und da von den historischen Daten abweichen, so haben sie doch eine große Bedeutung für die Erforschung der Anschauungen des ruthenischen Volkes über seine Vergangenheit. Das Volk steht in diesen Überlieferungen sozusagen abseits von dem, was vorgegangen ist und betrachtet das Vergangene als etwas, was unabhängig von ihm geschehen ist. Seine Seele ist ruhig und was immer es in diesen Überlieferungen erzählen mag, merkt man darin keine Leidenschaft.

Die Überlieferungen aus der älteren Geschichtsperiode, welche die Kämpfe des ruthenischen Volkes mit den Tataren und Türken behandeln, enthalten noch viele Merkmale des mythischen Epos. In den Überlieferungen aus der Kosakenzzeit weichen die mythischen Merkmale den historischen Erinnerungen, obwohl hie und da auch Helden der neuesten Zeit, wie z. B. Palij, als mythische Helden erscheinen.

Eine eigene Gruppe bilden die Thiersagen, die als Überreste des alten Thierepos anzusehen sind. Die ruthenischen Thiersagen sind ein gemeinschaftliches Eigenthum der arioeuropäischen Völker. Nach dem Volksglauben gab es eine Zeit, in der alle Thiere und Vögel menschliche Sprache sprachen. Der Mensch stand zu den Thieren zur Zeit des Nomadenlebens und der Jagd in engeren Beziehungen, denen er auch menschliche Gefühle, Anschauungen, Thaten und sogar menschliche Sprache zuschrieb.

Die Thiersagen zeichnen sich in der Regel durch Witz und Humor aus.

Ungeachtet der unglückseligen Schicksale, welche dem ruthenischen Volke in seiner Vergangenheit zu Theil wurden, hat dasselbe eine reichhaltige Sammlung von Erzählungen aufzuweisen, in denen alles mit scharfem Witz und Humor angegriffen wird, was den Anschauungen und dem Willen des Volkes widerstrebt oder mit demselben nicht in Einklang sich befindet. Alle diese Schöpfungen des ruthenischen Volkes, die Volksdichtung und Volks- sage, die unzähligen Sprichwörter und Räthsel bilden die Grundlage der Anschauungen des Volkes von der Welt und dem menschlichen Leben und diese Anschauungen dringen auch dort hinein, wohin noch kein Lichtstrahl der wahren Volksaufklärung gefallen ist.

### Die Armenier.

Im Frühling des Jahres 1820 unternahm der gelehrte Mechitarist von der Klosterinsel San Lazzaro bei Venedig, Minas Byhyschtjánz, eine Studienreise nach Polen; der Zweck seines 1830 erschienenen „Dschanabharhortutiún i Lehastán jew hails gochmánsz pniagiálys i hajgazánsz serelóz i nachniáz Ani kachakín“ (Reisewanderung nach Polen und anderen Gegenden, die von den aus der uralten Stadt Ani stammenden Armeniern bewohnt werden) war, aus geschichtlichen Quellen und unmittelbarer

Anschauung Geschichte und Volksleben, Vergangenheit und Gegenwart der schon seit dem XI. Jahrhundert kurz nach der Zerstörung Ani's nach und nach hier eingewanderten und gastlich aufgenommenen armenischen Flüchtlinge kennen zu lernen. Er wollte diesen Ableger des armenischen Stammes auf seine Widerstandsfähigkeit und sein Nationalbewußtsein hin prüfen, er wollte sich überzeugen, ob sein Volk, das ja seine Mission als Träger der westlichen Cultur in Asien so rühmlich vollbracht, genügende Energie und Elastizität besitze, um auf den in umgekehrter Richtung stromaufwärts treibenden Wellen ein Stück Orient in den Occident hineinzutragen und ihn, und mit ihm die nationale Eigenart, dort Jahrhunderte lang in ihrer ganzen orientalischen Farbenfrische zu bewahren.

Minas Byhshkianz, der selbst seinen Namen gern wohlklingender und anspruchsvoller in „de Medicis“ übersezt, ist ein aufmerksamer und kenntnißreicher Tourist. Er berichtet über Bücher und Handschriften, überrascht uns durch die Nachricht von in Lemberg gedruckten armenischen Psalmen und medicinischen Werken, entziffert die Aufschriften der halb verwitterten Grabsteine und Gedenktafeln, er ordnet die Daten und stellt die geschichtlichen Facta zu einem kurzen historischen Abriß zusammen. Aber wo er sich der Schilderung der damaligen Zustände und des armenischen Volkslebens zuwenden soll, da wird er einsilbig, wortkarg, beinahe mürrisch. Nur im Vorbeigehen wirft er die Bemerkung hin, daß es jetzt in Lemberg kaum mehr als hundert Familien gebe, die dazu noch größtentheils auf dem Lande wohnen, und glaubt ausdrücklich hervorheben zu müssen, daß im Kloster der armenischen Fräulein zu Lemberg die Gebete „noch“ armenisch gesprochen werden.

Der gelehrte Pater hat sich entschieden um 150 Jahre verspätet. Wäre ein Reisender in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts in Ostgalizien gewesen, zum Beispiel in Gesellschaft des Pater Luigi Maria Bidou, der hier lange Jahre hindurch für die Union mit Rom arbeitete, so hätte er noch die Armenier als eine fest geschlossene Masse vorgefunden. Damals gebrauchten sie noch durchwegs die eigene Sprache, besaßen eigene Gerichte und Gesetze, waren stark und mächtig durch bedeutenden Besitz, zahlreiche Privilegien und Bevorzugungen, die sie durch Klugheit und gewandtes Auftreten von den polnischen Königen und den Großen des Reiches, trotz der oft heftigen Einsprache der Municipien, zu erlangen wußten. Als Beherrscher des ganzen polnischen Orienthandels, als große Importeure, als Handelsvolk, das mit der Levante in regen Beziehungen stand und im Nordwesten Europa's, an den Ufern der Amstel, eine wichtige Handelscolonie gründete, waren sie theilweise Kosmopoliten; sie fühlten sich aber auch gleichzeitig eng verbunden mit dem polnischen Elemente durch die Gemeinsamkeit der städtischen Interessen und politischen Verhältnisse, deren Folgen ihr Handel als das empfindlichste Glied des volkswirtschaftlichen Körpers immer am ehesten und heftigsten zu spüren bekam.

Die Zerstörung der Hauptstadt Ani durch den feldschukischen Sultan Alp Arslan 1064 gab wohl den ersten Anstoß zur massenhaften Auswanderung aus der armenischen Heimat. Ob sie aber schon 1183 eine Holzkirche in Lemberg, wie Pjyschkiánz berichtet, erbauten, ist sehr zweifelhaft; glaubwürdiger klingt die Nachricht, daß der ruthenische Fürst Leo bei Gründung der Stadt ihnen den nördlichen Stadttheil zur Ansiedelung zuwies. 1356 wurde ihnen von König Kazimir dem Großen bei Einführung des Magdeburger Rechtes eigene Gerichtsbarkeit gewährleistet, 1367 freie Religionsübung unter Oberhoheit des armenischen Bischofs Gregor gestattet. Da sie in steter Verbindung mit dem Mutterlande blieben, so gab es fortwährend Gruppen von Nachzülern und in längeren Zwischenräumen auch einen größeren Nachschub, so zum Beispiel am Beginn des XV. Jahrhunderts, der aber nicht vom Mutterlande, sondern von der Walachei, einer beliebten Zwischenstation, den unmittelbaren Ausgang nahm.

„Das alte Recht der Armenier in Lemberg“ wurde 1519 von König Sigismund I. auf Grund einer lateinischen Übersetzung bestätigt. Vom rechtshistorischen Standpunkt unbedeutend, ist es jedoch von großem culturhistorischen Interesse. Ohne feste Anordnung bringt es alttestamentliche und christliche Elemente, specifisch armenische und allgemein europäische Anschauungen, civilistische und criminalistische Bestimmungen ziemlich unvermittelt miteinander in Verbindung. Für den commerziellen oder richtiger pecuniären Grundton des armenischen Volkslebens ist gleich das einleitende Kapitel über die vom armenischen Könige Johann eingeführte Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung ungemein bezeichnend. Die Strafen für Feldschaden, für einen verwundeten Ochsen oder ein gestohlenes Kalb werden allgemein nach dem Schätzungswerthe bemessen; wenn aber ein Armenier einen Stammesgenossen ermordet, wird zwar zugegeben, daß Menschenblut unschätzbar und jede Geldstrafe eigentlich unmoralisch sei, nichtsdestoweniger müsse er aber 365 Goldgulden hinlegen, und zwar „aus dem vernünftigen Grunde“, weil der menschliche Körper 365 Glieder und das Jahr ebenso viele Tage zähle; solch „ein außerordentlich strenges“ Strafmaß sei aber geboten, um die Sicherheit des menschlichen Lebens zu schützen; bei Todschlag zwischen Armeniern und „Christen“ gelten dagegen die allgemeinen Gesetze.

Im Huz (im Gerichtssaal), der sich in Lemberg in der erzbischöflichen Residenz befand, versammelten sich die zwölf, meistens lebenslänglich gewählten Richter mit ihrem Senior; in kleineren armenischen Gemeinden, wo zweifelsohne das nämliche Recht Geltung hatte, mußten sechs, oder wie in Szakowiec, nur vier genügen. Die armenischen Gerichte (tadarán) erhielten sich bis ins XVIII. Jahrhundert; 1736 sammt allen anderen Privilegien nochmals bestätigt, wurden sie jedoch in Lemberg 1784 endgiltig aufgelöst und deren Agenden dem Magistrate überwiesen.



Männliche Typen aus Kuty.

Schon unter Wladyslaw Jagiello wurde den Armeniern in Lemberg ein eigener Stadttheil nahe am Centrum der Stadt zugewiesen. Von dort aus pflegten die großen, wohlorganisirten und gut bewaffneten Karawanen in den Orient zu ziehen unter der Führung des Karawan-Baschas, eines tapferen und klugen, dies gefahrvolle Gewerbe berufsmäßig betreibenden Mannes; dorthin kehrten sie heim, mit all den glänzenden und blitzenden, buntfarbigen Herrlichkeiten des Orients reich beladen, dort kramten sie aus den lasurblauen ungeschorenen Sammt, den grünen Damast, den carmoisinrothen, goldverbrämten „tabin“, seidene schöngemusterte Mufadin-Gürtel, türkische Shawls und Tschamlets, Saffiane und Muchaire — und all dies frisch und glänzend mit dem eigenthümlichen süßlichen Geruch der orientalischen Farbstoffe und Parfums. Kein Wunder, daß eine frisch angelangte armenische Karawane für die elegante Frauenwelt Lembergs ein Stadtereigniß und für den sparsamen Stadtbürger eine finanzielle Niederlage bedeutete. Dies mochte ein Grund mehr sein des Übelwillens gegen den Armenier, den der Bürger schon seit langem mit scheelem Blicke ansah. Denn die Armenier standen sich gut zu König und Regierung, sie verstanden es, sich vortheilhafte Privilegien zu verschaffen und in mancher Streitfache mit dem Lemberger Stadtmagistat sogar die Entscheidung zu ihren Gunsten zu erwirken; 1505 erlangten sie sogar vollkommene Zollfreiheit nicht nur für den orientalischen Import, sondern auch für die Waare aus Lithauen, Preußen und Schlesien. Jetzt fand man in den armenischen Kramläden neben den Schätzen des Orients auch preußischen Bernstein, neben ungarischen Messern und Sensen venetianische Goldschmiedearbeiten. So wurden sie ein unentbehrliches Glied im socialen Organismus, umsomehr als sie sich Dank ihrem gewandten Auftreten und ihren zungenfertigen Sprachkenntnissen zu Dolmetschen, Agenten, Sensalen, Vermittlern, „Factoren“ vorzüglich eigneten. Seit 1538 pachteten sie auch wirklich von der Stadt Lemberg die Einkünfte des amtlichen Dolmetschen, ein Amt, das sie zu einem einträglichen, allgemeinen officiellen Vermittlungsbureau für alle fremden Kaufleute und Interessenten zu erweitern wußten. Nicht selten traf es sich, daß gebildete Armenier die königlichen Botschafter auf ihren Missionen im Orient begleiteten, manchmal sogar eskortirten. Ihr bedeutender socialer und finanzieller Aufschwung im XVI. Jahrhundert veranlaßte öfters die Lemberger Bürgerschaft zu Vorstellungen und Bitten um Einschränkung ihrer Rechte und Privilegien. Das zeitweise Verbot des ausschließlichen Importes wurde zwar 1563 von König Sigismund August wieder aufgehoben, aber schon 1577 die Zahl der Verkaufsläden auf 22 reiche und 19 arme und 1600 die Zahl ihrer Häuser, von denen keines am Ringplatz stehen durfte, auf 79 „contingentirt“; sie hatten kein Braurecht und durften nur zwei Weinschänken, drei Methschänken und vier Bierhäuser halten, auch durften nicht mehr als je zwei Schuster, Schneider und Kürschner und ein Maler „armenischer Nation“ in die betreffenden Gilden aufgenommen werden.

In den folgenden Jahrzehnten hat diese Localgeschichte der Lemberger Armenier zwei Ereignisse zu verzeichnen, welche die scharfen Gegensätze zwischen der *natio armenorum* und den „Christen“ bedeutend milderten. Es ist dies zuerst ihr Übertritt vom gregorianischen Glauben zur römisch-katholischen Kirche, den der 1627 in Lemberg zum Bischof, 1635 in Rom zum Erzbischof geweihte Nikolaus Torosowicz, trotz des heftigsten Widerstandes der Schismatiker und des auf ihn vom Patriarchen gelegten Bannes, im Jahr 1667 endgiltig durchzusetzen verstand. Das zweite Motiv war die patriotische Haltung der Armenier während der Belagerung Lembergs durch Bohdan Chmielnicki 1648. Wenn ihnen aber 1653 der Besitz von zehn weiteren Häusern, sogar am Ringplatze gestattet, drei neue Kaufläden und der Detailverkauf der Schnittwaaren freigegeben wurden, wozu sie früher nur zu Kriegszeiten, von Fall zu Fall die Erlaubniß bekamen, so ist es noch eine Frage, ob sie diese neuen Rechte auch voll und ganz ausgenützt haben.

Mit dem Jahre 1650 haben die polnischen Armenier den Zenith ihrer Macht und Bedeutung bereits überschritten. Ihr Rückgang ist rascher und heftiger als der allgemeine Niedergang des polnischen Städtewesens und des christlich-bürgerlichen Elementes. Die Kozakenkriege, die furchtbaren Türkenbelagerungen schlugen tiefe Wunden in den Organismus der polnischen und ruthenischen Bevölkerung, für die beinahe ausschließlich handeltreibenden Armenier aber waren diese Wunden geradezu tödtlich; durch den Verlust der Handelsverbindungen mit dem Orient wurde ihnen der Lebensnerv abgeschnitten.

Bei der Einführung der neuen Haussteuer im Jahre 1731 finden wir statt der bewilligten 89 nur 71 armenische Hauseigenthümer verzeichnet. Wenn also die Zahl der durch die feste Form des Besitzes Gebundenen um ein Viertel zurückging, wie groß mußte der Abgang bei dem täglichen Verdienste nachgehenden Volke der kleineren Kaufleute, bei Krämern und Gewerbetreibenden, bei Agenten und Vermittlern sein. Die armenischen Colonien in Jaroslaw, Brody, Łoczów, Żółkiew gingen im XVIII. Jahrhundert ein. Neben der Nationalsprache kam der Gebrauch der polnischen immer mehr auf; die Gerichtsacten werden im XVII. Jahrhundert größtentheils polnisch geschrieben; das früheste mir bekannte armenische Grabmal mit polnischem Text stammt aus dem Jahre 1600, das späteste mit armenischer Aufschrift in Lemberg dürfte das des 1686 verstorbenen aus Asdabad stammenden, also hier nicht anässigen Dwanés (Johann), Sohnes des Dokwatavor (des Reichen) Chotscha Kawasartin, sein. In der Provinz erhielt sich bei den Kleinbürgern die armenische Sprache neben der polnischen bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts; das allerspätteste Document dürfte die vor Kurzem in Żółkiew ausgegrabene Grabtafel vom Jahre 1807 (!) sein.

Zweifelsohne haben sich viele schismatische Familien aus religiösen Gründen, des langjährigen Haders mit dem äußerst schlauen Torosowicz müde, ostwärts nach der Bukowina

und der Walachei zurückgezogen; sicherlich wurde da ein Kramladen nach dem anderen auf immer geschlossen und die Kaufleute kehrten mißmuthig dem einst so gastlichen Lande den Rücken, aber viele wohlhabende Leute, angesehene armenisch-katholische Familien, die Geadelten, die Hausbesitzer, blieben im Lande. Sie hatten sich in die polnischen Verhältnisse hineingelebt, waren, wenn auch nur in vereinzelt Fällen, mit hiesigen Familien verschwägert. Da sie als Kaufleute ihr Auskommen nicht mehr fanden, wechselten sie den Besitz, vertauschten langsam die hohe armenische Mütze mit dem breitkrämpigen Strohhut des Landmanns. Sie zogen den rothen Weizen Podoliens den goldenen Früchten Armeniens vor, sie wurden Pächter und Gutsbesitzer. So kam es, daß Pater Pysyjskiáncz im Jahre 1820 den größten Theil der 100 Familien als „auf dem Lande wohnend“ bezeichnen mußte.

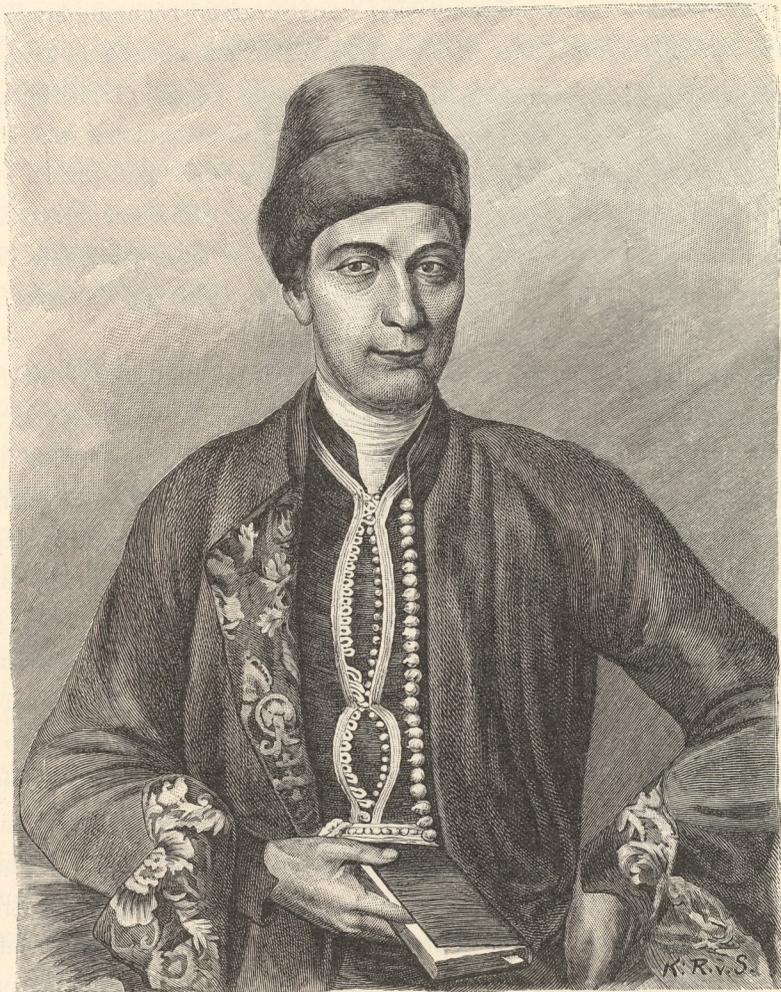
Der Rückgang der polnisch-armenischen Bevölkerung, das Verschwinden ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten, das Verblaffen dieses lebhaften orientalischen Colorits haben aber ihre noch tiefer liegenden, in den allgemeinen Verhältnissen unseres Jahrhunderts begründeten Ursachen. Haben schon die stahlgrauen Eisenbahnschienen, der schwarze Rock des Städters und die blaue Kitteluniform des internationalen Arbeiterheeres Nationaltracht und Nationalsitte der erbgeessenen Völker aus Stadt und Städtchen vertrieben, umso mehr mußte dies bei einem Volke von immerhin exotischem Gepräge der Fall sein.

Ferner ist zu erwägen, daß das heutige Europa sich den ganzen Orient nach seinem eigenen Wunsche und Geschmack zurechtgelegt, die dortigen Handelsverhältnisse nach seinem Muster eingerichtet hat. Es besorgt selbst seine orientalischen Geschäfte, braucht keinen Vermittler und vermag keinem anderen Volke ein abge sondertes Handelsgebiet, eine ausschließliche Wirkungssphäre zu gewähren. Die heimische Industrie ersetzt so manches orientalische Product und der Reiz, den früher auf kindlich-naive Gemüther diese aus dem Märchenlande stammenden, unter Abenteuern und Gefahren hergebrachten Erzeugnisse ausübten, ist verschwunden. Von dem orientalischen, durch Orientalen betriebenen Handel alten Stils ist heute nur eine Caricatur in der bekannten Figur des kundenlosen, beschaulich schlummernden Teppich- und Rosenwasser-Türken zurückgeblieben. Zwar ist gerade unser Jahrhundert den nationalen Bestrebungen günstiger als manches zuvor. Wo aber das nationale Leben lediglich auf dem friedlichen Familienleben, auf mündlicher Überlieferung beruht, vermag es sich nicht aufrecht zu erhalten, denn unser Jahrhundert duldet keine passive Originalität. Die Sprache des Volksschulbuches und der Zeitung wirkt stärker und nachhaltiger als diejenige, in der die Mutter dem Kinde die ersten Märchen erzählt.

Dies sind die Gründe, warum von der einstigen *natio armenorum* in Polen nur einige tausend Einwohner und von dem ganzen polnischen Orient nur die psychologischen und physiognomischen Charakterzüge dieser starken Race und der eigene armenisch-katholische Ritus übrig geblieben sind; dies auch der Grund, warum gleichzeitig mit der Lemberger

auch die einst so mächtige, vorwiegend polnisch-armenische und katholische Colonie am Krom-Boom-Slot zu Amsterdam spurlos verschwunden ist.

Verbläßt ist auch diese „gulden bladzijde in 't boek von Amstels roem“, auf immer zerrissen sind die zahlreichen einst zwischen Amsterdam und Lemberg so eifrig



Kostümbild des Dwanès Minas (XVIII. Jahrhundert).

gesponnenen Fäden, wo Söhne und jüngere Brüder häufig Filialen der alten Lemberger Firmen errichteten; nur die armenische Inschrift auf der bescheidenen und mit dem Osterlamm geschmückten Marmortafel in der jetzigen St. Antonius-Armenschule besagt noch, daß dies einst die im armenischen Jahre 1198, das heißt 1749, von dem auch in Galizien vorübergehend anässigen Dwanès Minas gegründete armenische Kirche gewesen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vergl. den hübschen Stich E. Philipps vom Jahre 1783.

Zur Erinnerung an diese eigenthümlichen Verhältnisse diene sein jetzt auf San Lazzaro befindliches Bildniß, das auch als Costümbild interessiren wird.

Südtirol besitzt an der nun auch stark im Rückgang begriffenen ladinischen Bevölkerung eine beinahe pikante ethnographische Specialität. Wer durch das märchenhaft abgeschlossene Grödener Thal wandert, am Fuße der abenteuerlich phantastischen Dolomiten, die uns wie der Hintergrund einer Lionardo'schen Landschaft anmuthen, bemerkt eigenthümliche fremde Sitten, hört eine ganz fremdartig klingende Sprache; die härtigen Männer sehen abgearbeitet und ehrlich aus, die bildhübschen Mädchen tugendhaft und heiter, wie die heiligen Josephs und Madonnas, die sie schnitzen. Nicht so poetisch, obwohl auch eines gewissen landschaftlichen Reizes und großer Originalität nicht entbehrend, ist das Städtchen Kutj am Czeremosz, „fern an den Grenzen des Reichs“, im östlichsten Winkel Galiziens. Dies ist das galizische Grödner Thal, ein ethnographisches Spielzeug, ein Stück Orient im kleinsten Taschenformat.

Die armenisch-katholische Gemeinde von Kutj zählt heute etwa 1200 Seelen. Ihren schon stark durch slavische und rumänische Elemente getriebten Wortvorrath hat Professor Dr. Hamuzs im Jahre 1886 lexikographisch zusammengestellt. Aber ich kenne kein Volk, dessen Typus durch den Stift und dessen Sprache durch das gedruckte Wort sich so unvollständig wiedergeben ließen. Sieht man sie, wie sie in den gedeckten Gängen ihrer ebenerdigen sauberen Häuser in Kutj mit gefalteten Händen dazitzen und mit halbgeschlossenen Augen ein finanzielles Eden träumen, wo Heller gefät und „rothe“ Ducaten geerntet werden, so würde man sie für die gewöhnlichen apathischen Orientalen halten. Aber wenn sie von verschiedenen Häusern her inmitten der Straße sich plötzlich zu einer Gruppe versammeln und, sich Viertelstunden lang bei der rechten Hand haltend, sich zerrend und schaukelnd, ein oft lächerlich geringfügiges Geschäft abschließen, da öffnen sich die großen Lider und das träg träumerische Auge gewinnt einen glänzenden, energischen, beinahe stechenden Ausdruck; die Sprache, die kurz vorher so schwer und langsam über die Lippen zu fließen schien, schießt jetzt mit ihren zahlreichen Bisslauten über die tiefsten Gutturalen wie die Stromschnellen des reißenden Gebirgsbaches über rollende Kieselsteine hinweg, die langen, der immer scharf betonten Endsilbe zueilenden Worte verleihen ihr einen eigenthümlichen springenden Charakter, so daß man anfangs lauter Frageätze zu vernehmen glaubt. Die Vocale scheinen, schwachen Ästen gleich, nur mit Mühe das überreiche consonantische Laubwerk zu tragen.

Ähnlich wie das armenische Temperament äußert sich auch der armenische Typus gerne in Extremen. Allen gemeinsam ist die dunkle Gesichtsfarbe, das große, beinahe ins violette fallende Auge mit dem kleinen, stechenden Augapfel, die allzugroße, oben stark gekrümmte Nase, die fliehende Stirne, die schmale, sehr spize Schädelbildung,

bei Männern außerdem der stark behaarte Körper, der bis an die Augenlider hinaufwachsende Bart, das ungemein dichte, schwarze (ausnahmsweise rothe, nie blonde), struppige und dichte Haupthaar bei häufiger und vorzeitig eintretender Kahlköpfigkeit.

Innerhalb dieser allgemeinen Eigenthümlichkeiten scheiden sich genau zwei verschiedene Typen. Den weit vorwiegenden Theil dieser Race bilden kleine, untersetzte, wohlbeleibte, jedoch nicht muskulöse Gestalten mit großer fleischiger Nase und Unterlippe und etwas lichter Gesichtsfarbe, allzulangen Armen und Oberkörpern, die bei dem lebhaft trippelnden Gange auf dem allzu knapp bemessenen Fußgestelle ganz bedenklich hin und her schaukeln.

Den zweiten Typus bilden hochaufgeschossene, hagere Gestalten mit etwas gekrümmtem Rücken, schmalen Lippen und spindeldürrer Nase. Ihr ungewöhnlich dunkler Gesichtsteint berechnete Fan Lam, den schlimmen Witzbold, zu der Annahme, daß sie „Tinte schwitzen“. Ruhig, ja vornehm in Gang und Geberden, entbehren sie nicht einer gewissen anmuthig würdevollen Originalität. Sogenannte



Costümbild einer alten Frau (1801).

Herkulesgestalten, große, starke, muskulöse Halbriesen, sind im armenischen Volkschlage vollkommen unbekannt. Auch bei den Frauen treffen sich „imposante Erscheinungen“ äußerst selten, ja ich kann mich überhaupt nicht erinnern, je eine schlanke, hochgewachsene „Armenierin“ gesehen zu haben. Sie sind nicht das, was man als „schöne Erscheinungen“ zu bezeichnen und zu verehren pflegt. Doch finden sich unter den früh entwickelten Mädchen und jungen Frauen viele Typen von pikanter Originalität und einer eigenthümlich ernst-würdevollen Anmuth. Das kluge, (etwas kalt) träumerische, matt glänzende Auge, der dunkle, matte Teint, das schöne schwarze Haar, ein unverkennbarer Adel der Züge, dies Erbstück aller uralten und geistig lebenden Racen,

der, auch dem männlichen Typus, aus allen seinen recht bedenklichen Schönheitsfehlern heraushilft, vereinigen sich oft zu einem wirklich schönen Ganzen. Und diese „Schönheiten“ welken nicht rasch dahin, im Gegentheil, sie blühen — leider — zu stark auf.

Vor zwanzig Jahren war in Kutj noch in vereinzeltten Fällen und bei besonders feierlichen Gelegenheiten das armenische Costüm bei den Männern zu sehen. Aber diese Tracht hat wenig Originelles, sie wird sehr ähnlich auch von Rumänen und sonst häufig im Orient getragen. Die Tracht der Armenier in den vorigen Jahrhunderten können wir aber mit ziemlicher Sicherheit reconstituiren. Für das XVI. Jahrhundert haben wir die so bedeutenden, vom Jahre 1546 datirenden Fresken in der Klosterkirche von Boronec in der Bukowina auf der die ganze Westseite der herrlich gelegenen Klosterkirche einnehmenden Darstellung des jüngsten Gerichtes. Unter den in der unteren Reihe abgebildeten Gruppen, welche die herbeigerufenen Völkerschaaren andeuten sollen, finden wir zwischen der Schaar der Tataren und der Araber, die von einem Patriarchen geführte armenische Schaar (tyk arminski). Einer trägt ein langes graues Kleid mit blauen Aufschlägen und hohe graue Mütze, ein Zweiter ein dunkelblaues Kleid und ebensolche jedoch geschlitzte Ärmel, der Dritte erscheint in einem goldgewirkten, mit rothen Blumen gemusterten Talar und breiten Überärmeln und hochrothen Kaftan mit engen Schlitzármeln. Das armenische Costüm des XVII. Jahrhunderts ersehen wir an dem herrlichen, reich gekleideten Selbstbildnisse Rembrandts, das ich noch vor drei Jahren in der wenig bekannten, aber äußerst werthvollen Privatgalerie des Fräuleins Kums in Antwerpen gesehen habe. An der Echtheit des Costüms ist bei der bekannten Liebhaberei des großen Meisters, der es wohl aus erster Hand am Hoog-Boom-Sloot in Amsterdam erwarb, nicht zu zweifeln. Für das XVIII. Jahrhundert haben wir endlich das vermeintliche Bildniß des oberwähnten Minas. Daß sie bis ins XIX. Jahrhundert hinein die alte Tracht nicht ganz aufgegeben haben, ersehen wir aus dem beigegeführten, so äußerst charakteristischen, von Johann Kraus 1801 gemalten Pastellbildniß der klug darein schauenden Dame aus der galizischen Familie Soltan Abgarowicz (sie starb 1822).

Die Armenier in Kutj sind fast ausnahmslos Handelsleute und zugleich Industrielle. Sie wollen eine Mittelstellung zwischen Haus- und Großindustrie einnehmen und gleichzeitig Vermittler, Verkäufer und Exporteure der eigenen Erzeugnisse sein. Die moderne, alles specialisirende Zeitströmung kann dies nicht begünstigen, und so darf man sich nicht wundern, daß die Geschäfte in Kutj besonders seit 1887, wo infolge der rumänischen Grenzsperrre ihnen der Viehhandel entzogen wurde, immer schlechter gehen. Sie sprechen seufzend von den Bierziger- und Fünfziger-Jahren, von der guten alten Zeit der — Anschlittkerze.

Damals pflegten die „Kutjer“ Ziegen und Schafe auf den gepachteten Almen der östlichen Karpathen den Sommer durch zu halten; im Herbst begann dann die eigentliche Kutjer „season“. Von den massenhaft geschlachteten Thieren wurde ein kleiner Theil

geräuchert und kam als Rozina (adsumis), eine Delicatsse, die jedoch nur unter gefälliger Mitwirkung von Zähnen und Magen rathsam ist, in den Handel; der größte Theil wurde „auf solhan gegeben“, das heißt zur Talgfabrikation verwendet. Nachdem Kopf und Füße abgetrennt und die Thiere ausgeweidet waren, wurden sie zu Duzenden in riesige Kessel geworfen und mit siedendem Wasser abgebrüht; die aufsteigenden Talgstücke wurden abgeschöpft und zu großen Klumpen von bestimmtem Gewicht, zu sogenannten „Steinen“ geformt.

Nun nahte der von Jung und Alt mit Freuden und Bangen erwartete Tag der „ungarischen Expedition“. Kleine Huzulenpferde wurden mit den „Talgsteinen“ bepackt. Der Armenier ist ein leidenschaftlicher Reiter, aber nur soweit es das Geschäft erfordert, denn sehr charakteristisch sagt sein Sprichwort: „der Armenier zu Pferd vergift selbst Gott, aber einmal abgestiegen, vergift er sein Pferd“. Daß während des Satteln und Bepackens der Reit- und Saumthiere, während des Schnürens der Känzlein unendlich viel Hände gerungen und Thränen vergossen, geheult und gejammert wurde, ist selbstverständlich — da müßten die Armenier keine Orientalen sein. Ein kleiner „Baschtang“, ein Geschenk, das die Wegfahrende den Zurückbleibenden, ja, Kinder selbst ihren Eltern geben mußte, versagte jedoch selten seine lindernde Wirkung auf die aufgeregten Gemüther, umsoweniger als er ja nur als Angabe auf den heimzubringenden großen „Baschtang“ betrachtet wurde. Endlich setzte sich unter allgemeinem Töhlen und Sauchzen, Zurufen und Hüteschwenken die Karawane in Bewegung nach dem „madschâr jergir“ (dem Ungarlande). — Das ist der Rest der alten Karawanen; nicht mehr ging es ans Schwarze Meer, nicht mehr stand an ihrer Spitze der kriegs- und welterfahrene Karawan-Bascha, der die Wege bis nach dem Mutterlande, bis nach Etschmiadzin hin kannte, jetzt handelte es sich nur mehr darum, einen ungarischen Grossisten in Szatmâr oder Szigeth „umzukriegen“. Freilich wußten sie hier artig und behutsam aufzutreten, denn sie richteten sich stets nach ihrem Nationalspruchwort: „Mit der Faust stößt man nicht auf die Spitze der Ahle“ oder „Kommst Du in eine fremde Stadt und siehst, daß man den Hut verkehrt trägt, dann thu' es ebenso“.

Nach Kutj zurückgekehrt, wurde der Exporteur und „reisende Kaufmann“ zur Abwechslung wieder zum Industriellen, zum Kunstgärber — tabakâr. Zwar bedauert das armenische Sprichwort, daß „von einem Schafe nur ein Fell abgezogen werden kann“, aber immerhin gab es von den jährlich gekauften dreißigtausend Schafen genügend Felle, um 24 Gärbereien und Saffianfabriken lohnende Arbeit zu geben. An den langen Winterabenden wurden dann beim Glas heimgebrachten Ungarweines die gewonnenen Hunderter gezählt und die Millionen — hinzugeträumt. Nun ist auch diese Kleinindustrie von dem fabriksmäßigen Großbetriebe verdrängt worden, von den 24 Gärbereien ist nur eine geblieben und diese ist in jüdischen Händen.

Die Kuther und etwa noch die Eniatyner Armenier unterscheiden sich von den übrigen „polnischen“ Armeniern dadurch, daß sie nicht nur wie diese fest an ihrem Ritus hängen, sondern noch von altersher ihre eigenen Sitten, Gebräuche und Vorurtheile bewahrt haben, deren einige hier erwähnt sein mögen. So pflegen die Eltern um den Täufling eine lange Schnur zu wickeln, deren Knoten dann während des Ceremoniels von den Taufpathen gelöst werden. Ein Vorurtheil verbietet es den Brautleuten während des Aufgebotes in der Kirche zugegen zu sein. Während der Verlobung (schanwóg), die immer im Hause der Braut, nach glücklicher Beendigung der langwierigen, oft sehr schwierigen Unterhandlungen über die Mitgift, stattfindet, werden die Verlobungsringe von einem Priester geweiht. Am Vorabend der Trauung versammeln sich im Hause des Bräutigams seine Freunde und Verwandten. Während die Musik lustige Weisen spielt, erscheint ein Barbier, um alle Anwesenden zu rasiren oder ihnen die Haare zu stutzen (thegin), und während er den Kopf des Bräutigams vornimmt, stehen ihm zwei junge Leute mit brennenden Kerzen zur Seite. Ein Pistolknall deutet an, daß die Sendboten mit den Geschenken der Braut angelangt sind. Aber sie wollen die Kleider, Wäsche und Pfeife nicht gleich hergeben, ein scherzhafter Handel beginnt, und schließlich müssen sie sich ihre hohe Forderung auf einen ganz kleinen „baschtang“ herunterhandeln lassen. Gleichzeitig läßt auch der Bräutigam der Braut seine Gaben überreichen.

Am Hochzeitstage versammeln sich die Männer zuerst im Hause des Bräutigams; von da begibt sich ein langer Zug, voran die Bruderschaften, deren Ältester einen mit flatterndem Tuche umbundenen hohen Stab<sup>1</sup> (kawazán) trägt, dann der Priester, endlich der Bräutigam mit den Freunden zum Hause der Braut, wo sie mit Süßigkeiten, Wein und Musik empfangen werden. Jetzt wird erst die letzte Hand an die Toilette der Braut gelegt. Auf einen in die Mitte des Zimmers gestellten Stuhl wird ein großes Polster gelegt; nachdem die Braut darauf Platz genommen, umringen sie die Brautjungfern, legen ihr eine oft sehr werthvolle (häufig ausgeliehene) Brillantenkrone ins Haar und pudern sie mit dem Myrthenschleier stattlich aus. Die Braut steht auf und wünscht ihren Brautjungfern, die sich der Reihe nach auf das Polster setzen, es möge ihnen recht bald ein gleiches Glück zutheil werden. Während der Hochzeitzzug in den Wagen oder Schlitten Platz nimmt, werden die Brautleute von allen Seiten mit Zuckerwerk und Süßigkeiten beworfen. Bei der Trauung werden über den Häuptern der Brautleute kleine Kränze (byság) gehalten. Doch dies gehört schon mehr zum Ritus, auf den näher einzugehen ich mir versagen muß. Am Tage nach dem üblichen Hochzeitsschmause werden den geladenen Gästen noch verschiedene Eßwaaren (darós) ins Haus geschickt.

<sup>1</sup> Auf den Boronecer Fresken trägt der bärtige Anführer der armenischen Schaar einen ähnlichen mit einem blauen Tuche umbundenen Kawazán.

Weniger passend erscheint die jedenfalls sehr alte Sitte des Todtenschmauses (hokuház), bei dem Freunde und Verwandte des im Nebenzimmer aufgebahrten Todten oft bis tief in die Nacht beisammen bleiben. Denen, die nicht theilnehmen können, werden



Großmutter und Enkel, armenische Typen aus Kuth.

ruschtá, ein Gebäck, und ambráwe<sup>1</sup>, honigbestrichenes Milchbrot, ins Haus geschickt. Früher gab man den Todten eine kleine Münze in den Mund oder legte ein weißes Linnen in den Sarg. Die Schnur, mit der das Maß für den Sarg genommen wurde, wird in eine kleine Öffnung der Zimmerdecke eingeschoben.

<sup>1</sup> Schon die Betonung zeigt, daß dies nicht armenische Worte sind, ersteres scheint slavischen, letzteres türkischen Ursprungs zu sein.

Am ersten Weihnachtstage wandern die Bruderschaften von Haus zu Haus und singen das Weihnachtslied awedís (alleluja). Der mehrstimmige Gesang klingt überaus ernst und würdig; der scherzhaft-naive und novellistische Text entspricht den Weihnachtsliedern des späteren Mittelalters und scheint jüngeren Datums als die Musik zu sein.

*Largo.*

Aj - sór e dó - ny dzy - nyn - tián, a - we - dis.

Dzy - nów Ma - riám z Hi - sús wor - tín, a - we - dis.

Ajsór e dóny<sup>1</sup> dzynyntián, awedís  
 Dzynów Mariám zHisús wortín, awedís  
 zHisús wortin zSurp Hokwen, awedís  
 Ter tscher jechaw jerek awur, awedís  
 Jew wotsch hawn jerek chosiez, awedís  
 Inkn i moren Der chosezaw, awedís  
 „Mariam Majr jes ku dzara, awedís  
 Mariam dur zis aschgerdutiun, awedís  
 Jertam anim aschgerdutiun, awedís  
 Mariam mi ar zortin lusin, awedís  
 Zortin lusin inknyun gusin, awedís.“

Kynac jelaw as wankerun, awedís  
 Wozgi peran wartabiedin, awedís  
 Kyrjec zortin aszgerdutiun, awedís  
 Kir kyrjecin zajpnupenajn, awedís  
 Na tscher gartar zajpnupenajn, awedís  
 Te gygarta zsachmossaran, awedís  
 Kir kyrjecin zsachmossaran, awedís  
 Na tscher gartar zsachmossaran, awedís  
 Te gygarta scharaganaz, awedís  
 Kir kyrjezin scharaganaz, awedís  
 Na tscher gartar scharaganaz, awedís

Heute ist das Fest der Geburt, Alleluja!  
 Maria hat Jesus den Sohn geboren, Alleluja!  
 Jesus den Sohn aus dem heiligen Geiste. Alleluja!  
 Drei Tage waren noch nicht vorüber, Alleluja!  
 Der Hahn hatte dreimal noch nicht gekräht, Alleluja!  
 Da sprach der Herr zur Mutter: Alleluja!  
 „Maria, Mutter, ich bin Dein Diener, Alleluja!  
 Maria, gib mich in die Lehre, Alleluja!  
 Ich will mich unterweisen lassen, Alleluja!  
 Maria, halte den Sohn des Lichtes nicht auf, Alleluja!  
 Den Sohn des Lichtes und den Sohn der Jungfrau!  
 Alleluja!“

Er ging und trat in eines jener Klöster, Alleluja!  
 Sie brachte Gold dem Lehrer, Alleluja!  
 Und schrieb den Sohn in die Lehre ein, Alleluja!  
 Man schrieb [ihm] das Alphabet auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht das Alphabet,<sup>2</sup> Alleluja!  
 „Er liest [vielleicht] den Psalter? Alleluja!“  
 Man schrieb [ihm] den Psalter auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht den Psalter, Alleluja!  
 „Er liest [wohl gar] die Hymnen? Alleluja!“  
 Man schrieb ihm die Hymnen auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht die Hymnen, Alleluja!

<sup>1</sup> Sämtliche Worte betonen die letzte Silbe, mit Ausnahme von „dóny“ in Vers 1. 1 ist das tiefstliegende gutturale der slavischen Sprachen, ähnlich dem Alemannischen, besonders dem Schweizer I in „will“; der Accusativ wird durch vorgezögtes z gebildet.

<sup>2</sup> Das heißt, er blühte es nicht einmal an, es war ihm zu wenig.

Te gygarta zawedaran, awedis.  
 Kir kyrjecin zawedaran, awedis.  
 Na tscher gartar zawedaran, awedis.  
 Te gygarta zastwadzapan, awedis.  
 Astwadzapan miaperan, awedis

Intsch apechak wartabiedak, awedis.  
 Cechu cechu jalan mydan, awedis

Parag u jergan tucht kyrjecin, awedis

Tyran i Marjam chyrgecin, awedis  
 Mariam jegu ar ku zortin, awedis  
 Mezi tschanel aschgerdutiun, awedis  
 Kanz wor gane warbedutiun, awedis.

Denn er liest wohl gar das Evangelium, Alleluja!  
 Man schrieb das Evangelium auf, Alleluja!  
 Aber er las nicht das Evangelium, Alleluja!  
 Denn er las die Theologie<sup>1</sup> Alleluja!  
 Die Theologie [las er] mit vollem Munde (fließend)  
 Alleluja!  
 Wie die Mönche und Doctoren. Alleluja!  
 Und viele der Geschlechter (Generationen) kamen und  
 gingen. Alleluja!  
 Und haben [viele] Bücher, dünne und dicke geschrieben,  
 Alleluja!  
 Sie schickten um Maria, Alleluja!  
 [Und sagten:] Maria nimme Deinen Sohn. Alleluja!  
 Nicht ihn unterweisen, Alleluja!  
 Aber von ihm lernen sollen wir. Alleluja!

Am feierlichsten wird das Epiphaniensfest begangen; nach der vollzogenen Wasserweihe pflegte der Pfarrer ein Crucifix in das Weihwasserbecken zu versenken. Ein wohlhabendes Gemeindeglied bot dann für die Ehre, das Kreuz hervorholen zu dürfen, eine bestimmte Summe, die oft durch die auf die Frage des Priesters, „wer gibt mehr?“ erfolgenden Mehrgebote eine recht beträchtliche Höhe erreichte.

Als armenische Leibspeisen gelten vor Allem der gantschebúr mit hurút, eine Suppe mit einer käseartigen Gemüseconserven und mit dreieckigen fleischgefüllten „Öhrlein“; eines ist aber viereckig und heißt dolwát (das Glück), wer dieses bekommt, wird noch im laufenden Jahre heiraten; ferner Reissuppe (prindze abúr), das erwähnte geräucherte Schafffleisch (Adzumis oder buschén), ferner verschiedene Mehlspeisen, wie tutmátsch und chatlamá, vor Allem aber eingemachtes Obst, wozu man noch heutzutage in Ostgalizien zu den unpassendsten Tageszeiten genöthigt wird.

So haben wir denn, um armenisches Volksleben zu finden, in den östlichsten Winkel Galiziens flüchten müssen. Die Bevölkerung von Ruty und Umgebung ist aber größtentheils, wie erwähnt, erst im vorigen Jahrhundert aus Rumänien eingewandert; sie repräsentirt daher weder in physischer, noch in geistiger Hinsicht den reinen und edleren armenischen Typus. Dieser ist nur in den Abkömmlingen jener frühesten Einwanderer zu suchen, die bald nach dem Falle der Stadt Ani und in den folgenden drei Jahrhunderten das Vaterland verlassen mußten. Daß diese als politische Flüchtlinge dem Adel und höheren Ständen angehörten, ist klar und in der Natur der Sache begründet. Diese haben auch in der Zeit ihrer Blüte die Originalität ihrer stolzen „natio“ in verschiedenen

<sup>1</sup> Die Schriften der Kirchenväter.

Kunstzweigen zum Ausdruck zu bringen verstanden. Während die 1756 gegründete Ruther Kirche gleich den anderen armenischen Pfarrkirchen, wie z. B. in Tyšmienica (1759 bis 1791), Śniatyn (1718), Ğorodenka (1706), Stanislaw (1748 bis 1772), Łybiec (1785), den übrigen polnischen kleinstädtischen in mattem und verflachtem Barockstil gehaltenen Kirchen an öder Langeweile nicht nachsteht, besitzen wir an der Lemberger erzbischöflichen Kathedrale ein zwar bescheidenes, aber interessantes Denkmal byzantinisch-armenischen Stils.

Der nach Osten gerichtete ursprüngliche Bau hat drei auch außen sichtbare Apsiden; die mittlere, halbkreisförmige (nicht polygone, wie solche sonst bei den südwestlichen Ausläufern der byzantinischen Kirchenbauten meist üblich) ist beinahe dreifach so breit als die zwei schmalen und trotz der sichtbar später ausgehauenen Wände auch heute nur 1·6 Meter breiten Seitenapsiden. Diesen beiden nischenartigen, leerstehenden, weil zur Aufnahme eines Altars zu engen, runden Abschlüssen entsprechen im westlichen Theile zwei ebenso schmale, nischenartige Räume; den Querarmen zu offen, sind sie vom Westarm durch zwei ungeschlachte Mauerpfeiler und oben durch eine ebenso starke Scheidewand getrennt, die von einem 4·07 Meter breiten und nur 5·20 Meter hohen, also sehr stumpfen Spitzbogen<sup>1</sup> getragen wird. Über der Wierung erhebt sich die ziemlich hohe, von vier Rundfenstern durchbrochene, außen polygone, inwendig kreisrunde, unten von einem polygonen zwölfeckigen Rahmen eingefasste Kuppel; der Übergang ist ohne besonderes Geschick durch vorgeschobene Ziegel hergestellt. Besonders bemerkenswerth ist, daß die Ost- und Westarme gleich lang, die Querarme jedoch kürzer sind, daß sie somit weder ein lateinisches noch ein griechisches, sondern das specifisch armenische Kreuz bilden.

Dies so eigenthümliche Verhältniß der Kreuzarme, die polygone Einfassung und Außenseite der Trommel, der nischenartige Charakter der beiden Seitenapsiden und der ihnen entsprechenden Hinterräume, die Form der beiden stumpfen Spitzbogen, alle diese Motive vereint bewirken, daß wir hier durch die allgemeinen spätbyzantinischen Grundformen den speciellen armenischen Dialect hindurchhören. Unser Bau weist mit der Kirche in Arkuri auf dem Berge Ararat unverkennbare Analogien auf<sup>2</sup>, nur daß dort die traditionell armenische rechteckige Außenform durch die rechteckige Gestalt der Seitenapsiden und außen durch den geradlinigen Abschnitt des Halbkreises der Hauptapsis treuer gewahrt ist.

Dagegen würden wir in Lemberg nach armenischer Profanarchitektur vergebens suchen; die schmucken Häuser in den armenischen Gassen zeigen im Gegentheil das Bestreben der Besitzer durch Reichthum der in reichem Stil der Spätrenaissance gehaltenen Außendecoration es den Patriziern gleichzuthun. Sie haben nur ein culturhistorisches, aber kein kunstgeschichtliches Interesse; sie verdanken ihr Entstehen dem armenischen Säckel,

<sup>1</sup> Ähnliche Bogen finden sich in den Werken von Lezier Dubois und P. Ališchan häufig abgebildet.

<sup>2</sup> Bei Gailhaband.



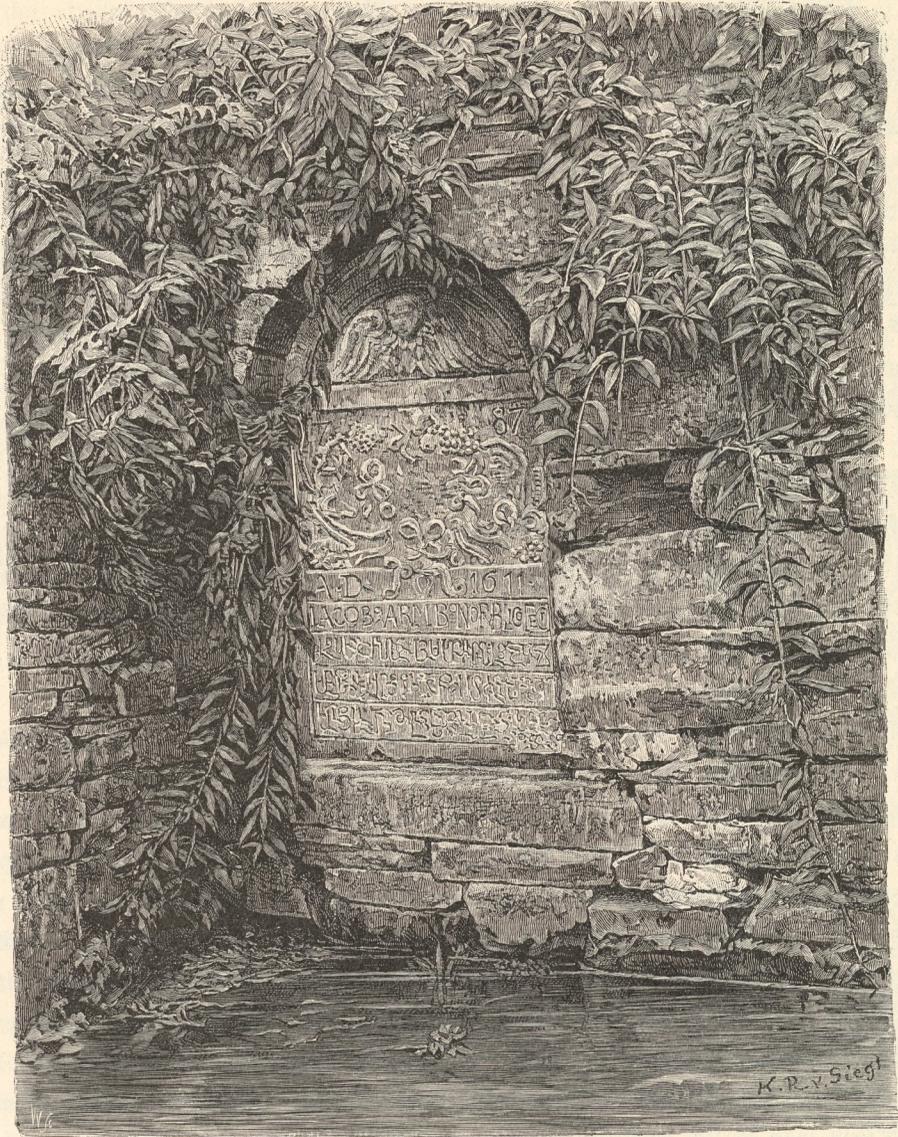
Thorbogen eines armenischen Patrizierhauses in Jazlowiec.

aber kaum der armenischen Hand. Anders in dem historisch und landschaftlich so interessanten Städtchen Szaklowiec im Buczaczer Kreise. Lange ansässig, bildeten sie dort noch im XVII. Jahrhundert mit ihrem ausgebreiteten Handel, eigenem Bischof und Gericht das ausschlaggebende Element. Sie vermochten zwar die autochthonen Polen und Ruthenen aus ihren Holzhäusern und Lehmhütten am unteren Marktplatz nicht zu verdrängen, nahmen dagegen die beiden gabelförmig in den Hauptplatz mündenden Zufahrtsstraßen beinahe ausschließlich in Besitz. Dort mauern sie dicht aneinander ihre eleganten ebenerdigen Häuser und schmücken sie anfangs mit feinen und schlichten, später unter dem sichtlichen Einflusse der Lemberger Steinmetzen etwas überladenen Thür- und Fensterrahmen; man ist erstaunt in den heute von der ärmsten Bevölkerung bewohnten geräumigen Gemächern und Vorhäusern vortreffliche Kreuzgewölbe, feine Steinornamente und unterhalb derselben große gewölbte Keller zu finden. Während eine Verordnung des eiferfüchtigen Lemberger Magistrates Breite und Höhe ihrer Häuser vorschrieb und sie theils aus diesem Grund, theils durch den ungesunden Trieb, es den reichsten Patriziern gleich zu thun, auf falsche Bahnen geriethen und zu vollkommenem Aufgeben ihrer Eigenart verleitet wurden, konnten sie hier frei von jeder Norm, Vorschrift und drückenden Nachbarschaft sich Haus und Hof nach eigenem Gutdünken einrichten, in der Architektur ihre besonderen Bedürfnisse und das eigene Stilgefühl zum Ausdruck bringen. So müssen sich denn oft nicht nur armenisches und barockes Linienpiel auf einem Grabsteine, sondern auch beide Sprachen, die armenische und lateinische, auf einer Tafel vertragen lernen. Die Brunnentafel vom Jahre 1611 interessirt uns vor Allem durch die merkwürdige Mischung barocker Traubengewinde mit dem specifisch armenischen Bandornament (das sich auf einer Mablartertafel vom Jahre 1463 in der Lemberger Kathedrale noch in ganzer traditioneller Reinheit offenbart), dann aber durch die Inschrift: damit auch der „milát“, der autochthone Christ, auf den sie, wenn es kein großer Herr ist, mit Geringschätzung herabblicken, das gemeinnützige Werk, das „Jacobus Armenus hono publico fecit 1611“ entsprechend würdigen könne, wird ihm dies in der ersten Zeile in lateinischer Sprache mitgetheilt, aber die drei folgenden Zeilen besagen in armenischer Sprache<sup>1</sup>:

Dies Kreuz und die Errichtung dieses / Brunnens ist das Werk des Herrn Jakob / und seines Bruders Stephan. Vollendet / im Jahre nach armenischer Rechnung / 1000 und 60 obendrein. / Aprahem (der Steinmetz?) / hat dies treulich ausgeführt.

Einige Jahrzehnte später errichten sie hoch oben über der Stadt, wo der Weg aus der Buczaczer Hochebene in den Thaleinschnitt scharf einbiegt, das (um 1800 abgetragene) armenische Thor und ihre eigene Miliz vertheidigt die Stadt unter dem tapferen, aus

<sup>1</sup> Gelesen von P. Leonce Abischan auf San Lazzaro und Can. D. Dawidowicz in Lemberg.

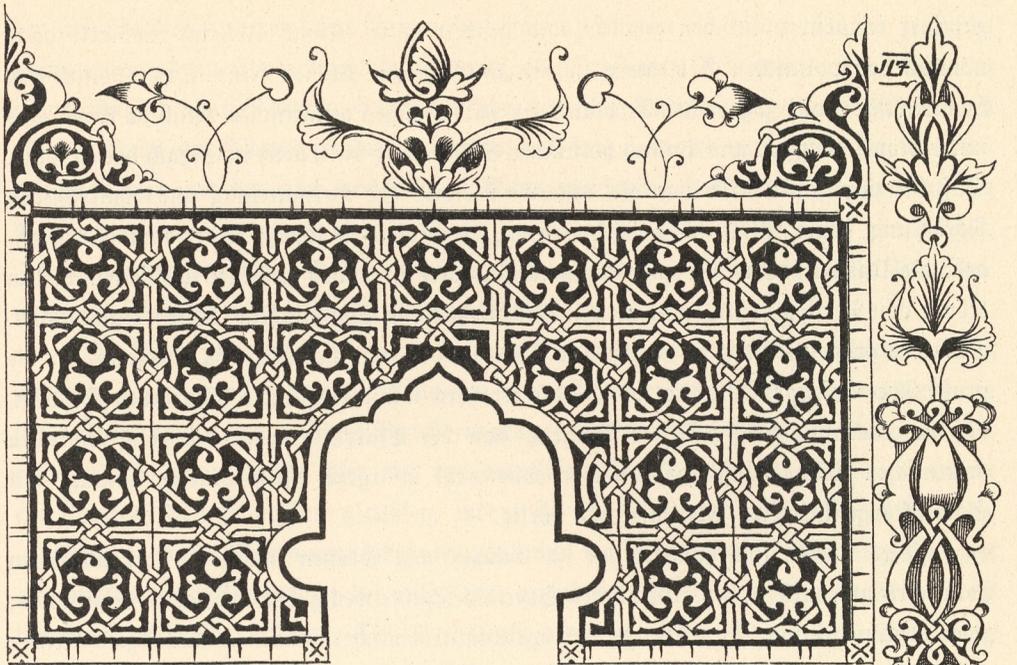


Brunnentafel in Zazłowiec aus dem Jahre 1611.

Armenien frisch zugereisten Bohdan Seferowicz mit großem Erfolg 1648 gegen Kosaken und Tataren und später gegen die Türken. Mit Verachtung blicken diese Dreiviertel-Armenier von der Höhe ihres Thurmes auf die Kleinbürger herab; nur das Geschlecht der Koniecpolski, der mächtigen Herrscher von Zazłowiec, die am entgegengesetzten Rande des Thalkessels in dem kühn und trotzig auf einem vorspringenden Felsen hingepflanzten Schlosse haufen, imponirt ihnen gewaltig.

Noch reiner als in diesen altarmenischen Häusern in Zazlowiec äußerte sich das armenische Stilgefühl in den Holzbauten mit ihrer originellen Dachform. Über dem ziemlich schwerfälligen, nüchternen ebenerdigen Bau schwingt sich ganz unerwartet, eine wahre architektonische Überraschung, ein hohes, sehr spitzes, stark geschweiftes Dach (zazúg) empor; die an seinen beiden Giebelenden aufgepflanzten lanzettartigen, etwa meterhohen Spitzen (stilp) bringen das Motiv des flugartigen Emporstrebens besonders energisch zum Ausdruck. Es scheint sich darin der Nationalcharakter auszuprägen; auf schwer beweglicher phlegmatisch seßhafter Aulage ein plötzliches, unvermitteltes, choleraisches Emporschnellen, eine zwischen abgegriffenen Geschäftsbüchern, vergilbten Zetteln und Rechnungen, den stummen Zeugen jahrelangen Handelns, Feilschens und Nachrechnens, sich plötzlich losringende, emporstießende Phantastik. Solcher Häuser besaß das Städtchen Sniatyn noch vor wenigen Jahren mehrere.

Das figurale Element sagt dem armenischen Kunstcharakter wenig zu; die Evangelistenfiguren, die man in zahlreichen in Polen entstandenen Evangeliaren findet, sind im Ganzen und Großen nur eine ohnmächtige Wiederholung allgemein-byzantinischer Vorlagen. Um so origineller, eigenartiger ist das armenische Ornament; das zu unserer Darstellung abgebildete ist einem in Polen im XVII. Jahrhundert entstandenen, jetzt im Kloster San Lazzaro in Venedig befindlichen Evangeliar entnommen. Dort, wie auch in dem Mechitaristenkloster am Neubau in Wien und im Czartoryski'schen Museum in Krakau finden sich mehrere in Polen entstandene und illuminirte armenische Codices; die schönsten besitzt aber wohl die Pariser bibliothèque nationale. Durch feste Structur, durch organische Gliederung unterscheidet sich das armenische Ornament äußerst vortheilhaft von dem wirbellosen byzantinischen, das in regenwurmartigen Windungen bedeutungslos nach unten verläuft. Viel weniger wird das Auge von den Initialen befriedigt, wo zwischen Ranken und Blättern Vögel und Fische ihre Jahrhunderte alten akrobatischen Kunststücke fortreiben; denn dies spitzfindige Witzeln vermag nur schwer die eigentliche Ursache, das verlegene Schwanken zwischen dem orientalischen, das heißt dem ornamentalen, und dem occidentalen, das heißt dem figuralen Elemente zu maskiren. Als vereinzelt scherzhaftes Spiel läßt man es sich gefallen; wenn man aber diese bizarren Verschlingungen des in Polen im XVI. Jahrhundert entstandenen Evangeliars auf einem bereits 1375 in Armenien geschriebenen Zug um Zug wiederfindet, muß man doch zugeben, daß auch der armenische Zweig die frühe Erstarrung der Formen mit seinem byzantinischen Stamme gemein hat. Sie theilen auch die weiteren Schicksale, beide gehen ziemlich gleichzeitig zu Grunde; sie verfaulen, denn die Hochfluth des Barocks hat den Boden, auf dem sie früher so schön gediehen, in einen ungejunden Morast verwandelt. Zwar wird im Beginn des XVII. Jahrhunderts noch manch schönes schlankes Linienspiel aus den Evangeliaren auf die Grabsteine

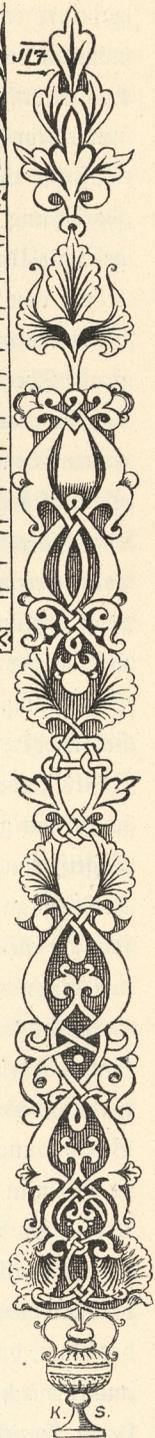


Randverzierung aus einem armenischen Evangelistar des XVII. Jahrhunderts.

hinübergeschmuggelt, aber es verliert sich mit den armenischen lapidaren Schriftzeichen und der Sprache; die orientalischen schlanken Linien blähen sich auf, das Ornament verfällt auch hier in rohe und aufgedunsene Schwerefülligkeit.

Selbst das armenische Kreuz, wie wir es so häufig in die Thürpfosten der Lemberger Kathedrale oder in Grabsteinen eingemeißelt finden, verliert die ursprünglich so charakteristische durch Tradition und Liturgie geheiligte Form; die früher so schlanken, von einem flach liegenden Bande dreieckig gebildeten Lang- und Querarme bekommen an ihrem Ende Beulen und Auswüchse als untrügliches Zeichen innerer Fäulniß. So hat denn auch hier der Barockstil seine zersekende Wirkung ausgeübt.

Der Übergang zu den Formen des Barocks, das Aufgeben des nationalen Stils ist aber unter den damals in Polen herrschenden Verhältnissen nur als das äußere Anzeichen der sich innerlich im Volksleben vollziehenden Polonisirung zu betrachten. Am Schlusse des XVII. Jahrhunderts hatte es zwar einen Augenblick den Anschein, als sollte der schon stark in Rückgang begriffenen „natio“ eine Aufgabe zufallen, deren Lösung sie innerlich geeinigt und gefestigt und ihre vorwiegend commerzielle Bedeutung



zu einer eminent politischen erhoben und geadelt hätte. König Johann Sobieski hatte nämlich den polnischen Armeniern in den weitsichtigen Plänen seiner Orientpolitik eine hochwichtige Rolle zugebracht. Er plante ein selbständiges armenisches Reich in Asien, das unter Roms geistiger und Polens politischer Suprematie die Türkei in Schach halten sollte. Daß die polnischen Armenier als enfants models zur Vermittlung und thatkräftigen Förderung seiner Pläne ausersehen waren, ist selbstverständlich; leider kam das großgedachte Unternehmen über zwei diplomatische von Armenien geführte Missionen an den König von Persien (1686) und an den Patriarchen von Etschmiadzin (1696) nicht hinaus. Nach des großen Königs so vorzeitigem Tode (1696) fand sich in Polen Niemand, der die große Idee aufgegriffen hätte, wohl aber erfahren wir aus Heigels historischen Studien, daß kurz darauf dem Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz die Krone des zu gründenden armenischen Reiches angetragen wurde, was wohl in irgend einem inneren Connege mit Sobieskis gescheiterten Plänen stehen dürfte.

Das XVIII. Jahrhundert hat im Ganzen und Großen sowohl in der allgemein polnischen als auch in der armenischen Specialgeschichte wenig Erfreuliches zu verzeichnen; zwar beginnen schon Mitglieder hervorragender armenischer Familien Ämter zu bekleiden und an der Politik regen Antheil zu nehmen, aber erst der Zusammenbruch der politischen Selbständigkeit hat die polnischen Armenier endgiltig zu Polen gemacht; auch hier erwies sich wieder die einigende Kraft des gemeinsamen Unglücks. Seit dem letzten Viertel des XVIII. Jahrhunderts kann die Polonisirung als vollzogen betrachtet werden. Die Armenier haben mit gleichem Schmerz das herbe Weh des Untergangs empfunden und mit gleicher Begeisterung an den Befreiungskämpfen theilgenommen; sie haben, um sich der Goethe'schen Antithese zu bedienen, mitgeliebt und mitgehaßt; ihre Anhänglichkeit an das neue Vaterland stieg im gleich raschen Verhältniß mit dem allgemein polnischen Nationalbewußtsein, das den ersten mächtigen Ausdruck in der Maiconstitution vom Jahre 1793 gefunden hatte.

Es bildete sich nun zwischen der armenischen Familiengruppe und der polnischen Nation ein eigenthümliches und für den Fremden nicht leicht verständliches Verhältniß heraus, das in der Sonderstellung gegenüber der römisch-katholischen Kirche seine tiefere Begründung findet. Die polnischen Armenier sind katholisch, aber armenisch-katholisch, sie bilden in dem weltumfassenden Gebilde einen kleinen, aber fest umrissenen, concentrischen Kreis. So haben sie sich auch im breiten Rahmen des polnischen Volks- und Gemüthslebens durch Wahrung gewisser Sitten und Gebräuche, durch enges Zusammenhalten eine Art von weltlichem Ritus herausgebildet, der sich schon äußerlich durch die Stärke der Race, durch den, trotz der sich heutzutage mehrenden Vermischung mit polnischem Blute, immer durchschlagenden orientalischen Typus merkwürdig kundgibt. Nur eine verschwindend kleine Anzahl der Familien, wie z. B. die Passakas, Cheul, Komaszkan, Szadbey haben

den ursprünglichen armenischen Namen beibehalten; beinahe alle bilden ihn wie polnische Patronymica, denn Abgarowicz, Fedrzejowicz, Arzyzstofowicz, Petrowicz u. s. w. bedeutet ja ursprünglich ähnlich dem norddeutschen oder dänischen Andersen Petersen nichts anderes als der Sohn des Abgars, Andreas, Christoph u. s. w., aber es wird gerne den Kindern bei der Taufe und der nach armenischem Ritus gleichzeitig stattfindenden Firmung der Name armenischer Märtyrer oder in Armenien besonders verehrter Heiligen wie Gregor, Jakob, Cajetan, Rhapsime, Rosalie gegeben; hier und da wird der ursprüngliche Familienname als Wappen- oder Zuname hineingeschoben.

So sehen wir denn bei einer äußeren Betonung der nationalen Sonderstellung und trotz einer gewissen Concession an die armenische Vergangenheit eine innerliche, in tiefer Überzeugung und geistiger Durchdringung wurzelnde Verschmelzung, dort mit der römisch-katholischen Kirche, hier mit der polnischen Nation. Es gab Stimmen, welche ein Übriges thun zu müssen glaubten, indem sie das Fallenlassen des Ritus und die „Streichung dieses Vornamens“ beantragten; nur krasse Unkenntniß der Vergangenheit und vollkommene Verkennung der einer treu gewahrten Tradition innewohnenden Kraft kann diese Stimmen erklären. Das Verhältniß der Armenier zum polnischen Vaterlande beruht auf gegenseitigem Nehmen und Geben, und was sie an geistigem und zeitigem Gute besitzen, das haben sie sich durch Treue, Fleiß und Ausdauer erarbeitet. Ja, erarbeitet haben sie sich nicht nur den umfangreichen Landbesitz (so ist z. B. die größere Hälfte des Großgrundbesitzes im Kreise von Kolomea und Sniatyn in armenischen Händen), sondern sie haben es auch durch Bildungsfähigkeit und anhaltenden Bildungsdrang dahin gebracht, daß (abgesehen von den späten Rutyer Einwanderern) die paar Tausend polnischen Armenier in Galizien ausnahmslos der höheren Geistes- und Gesellschaftsphäre angehören. Ebensoviele armenische Namen, wie in dem amtlichen Verzeichniß der landtäflichen Güter finden sich in den Katalogen von Kunstausstellungen, Akademien, wissenschaftlichen Gesellschaften und vor Allem in den autonomen Körperschaften und in den stenographischen Protokollen des Reichstages und des galizischen Landtages. Ist nun ihre Sprache, Literatur und Kunst die allgemeine polnische, braucht es dann noch besonders hervorgehoben zu werden, daß auch ihr Ideal das gemeinsam polnische ist?

### Die deutsche Colonisation.

Wann die Einwanderung der Deutschen in die benachbarten polnischen Länder beginnt, ist geschichtlich gar nicht festzustellen. Seit den Uranfängen der Geschichte Polens siedelten sich daselbst deutsche Einwanderer an.

Spielen doch schon in die Zeit der Sage die ersten dunklen Nachrichten von Deutschen, die durch des Lebens Stürme nach Osten verschlagen im fernen Polenlande ein neues